



## Das deutsche Dorf<sup>1)</sup>.

Von

Dr. H. S. Haug, Wehrheim.

Als Gegenstück zu der im gleichen Verlag erschienenen Publikationsreihe: „Die schöne, deutsche Stadt“, behandelt H. Rebenburg unter obigem Titel das deutsche Dorf, vorerst für Süddeutschland. Das norddeutsche Gebiet soll in diesem Jahre bearbeitet und publiziert werden. Man muß es mit Freuden begrüßen, daß endlich der Baucharakter des Dorfes mehr Beachtung findet. Denn wie weit unsere besten Architekten noch davon entfernt sind, den Charakter des Dorfes zu erfassen, zeigt Smindersdorf, erbaut von Theodor Fischer (Abb. 8). Mit Recht betont hier Rebenburg, daß diese Anlage nicht aus dem Boden herausgewachsen ist, wie es beim Dorf der Fall sein muß. Aber er übersieht noch ein Moment, das uns sehr wichtig erscheint. Wer das Bild von Smindersdorf betrachtet, wird finden, daß es unruhig wirkt. Wie friedlich liegt dagegen Dürers Dörflein (Abb. 3) da; der feine Hauch des Dorffriedens und des stillen Glückes ruht hier auf dem Ganzen. Der moderne Architekt will zu sehr sein Können zeigen, er will abwechselnd wirken und das will eben der Bauer nicht. Schlicht und einfach setzt er ein Haus ohne große Abwechslung neben das andere, das Dorf ist einheitlich gebaut. Wer aber Smindersdorf betrachtet, findet schon in den Dächern sämtliche süddeutsche Arten vertreten. Es fehlt hier „die edle Einfachheit und stille Größe“, die wir an den aus dem Bauernstand herausgewachsenen, antiken Völkern bewundern. Wer je in Süddeutschland moderne „Bauernhäuser“ gesehen hat, wird Rebenburg Recht geben, wenn er betont, daß sich unsere Architekten der Landschaft nicht anzupassen wissen. Da finden wir in einer vom Schnee stark heimgesuchten Gegend auf einem modernen Bauernhaus ein Grabendach, da sehen wir einen reizenden Bauernsitz, aber nicht auf halbem Hang, der Sonne und der Aussicht zugewandt, wie ihn der Bauer baut, sondern oben auf der Spitze, Wind und Wetter ausgefetzt oder gar auf

<sup>1)</sup> Süddeutschland. Mit 194 Abbildungen. 11. - 20. Tausend. München. R. Piper & Co. 1913. VII, 203 S. Mfr. 1,80.

dem rückwärtigen Hang, versteckt hinter alten Linden, die natürlich nach kurzer Zeit auffrischiert werden müssen, da sie ja die Aussicht verdecken. Oder wir finden „Bauernhäuser“ mit der Front nach Westen oder einer Bergwand zugekehrt, weil dort zufällig eine Straße vorbeiführt. Das nur einige Fehler hervorragender Architekten, wie man sie allenthalben beobachten kann. Wir greifen sie heraus, um zu zeigen, daß es hoch an der Zeit ist, das Dorf näher ins Auge zu fassen. Es wäre zu wünschen, daß Rebensburg sich mit der Zeit noch mehr in seinen Stoff vertiefte und ein größeres Werk in die Öffentlichkeit brächte. Er ist ja auf dem denkbar besten Weg. Wenn auch die Abschnitte „Das Dorf in alter und neuer Zeit“ und „Die Siedlungsarten“ noch nicht ganz den modernen Forschungsergebnissen entsprechen, so hat er doch „Die Dorfkirche“ in geradezu mustergiltiger Weise gegeben. Was der bedeutende badische Kunsthistoriker Sauer 1911 in „Archiv der Erzdiözese Freiburg“ angedeutet hat, ist hier eingehend behandelt. Diese Partie der Publikation wäre jedem Pfarrherrn zu empfehlen, der in die schwierige Lage kommt, seine Pfarrkirche zu vergrößern.

Von der Dorfkirche ziehen wir mit dem Verfasser durch die einzelnen Geschäfte, zu den Gemeindebauten, zum Wirtshaus und den technischen und gewerblichen Bauten. Hiezu einige kleine Anregungen: Die liebe, alte Dorfschmiede, das einzige Haus, in dem in alter Zeit im Dorf ein handwerksmäßiges Gewerbe ausgeübt wurde, ist doch zu dürftig behandelt. Hier versagen auch die so reichlichen und wirklich ganz hervorragend guten Abbildungen. Abbildung 136 stellt keine Schmiede dar, in diesem Haus sucht man eher einen Wagner. Die Schmiede ist meist eines der ältesten Häuser im Dorf und schon deshalb beachtenswert. Auch das Hausgärtlein beim Bauernhaus, mit schlichtem Zaun eingefast und von der Bäuerin mit Liebe gepflegt, verdient Beachtung. Hier wachsen ganz bestimmte Blumenarten, aber nicht in teppichartig angelegten Beeten. Der ruhige, zufriedene Sinn des Landvolkes schafft hier seine schönsten Idyllen. Nach dem Simplicissimus und den Fliegenden Blättern darf aber der Verfasser unser Landvolk nicht beurteilen, wie er es auf Seite 106 tut.

Wer den nächsternen fränkischen Häcker, den fast schwermütig veranlagten Upler kennt, muß derartige Verallgemeinerungen abweisen. Auch zahlt man in Süddeutschland für Automobile Pflasterzoll, nicht „Malterzoll“; der Verfasser hat da das ihm eingefandte Klischee falsch entziffert (pag. 105 und Abb 96). Die Abschnitte „Der Baum im „Dorfbild“, „Dorfstraße und Dorfster“, „Dorf und Landschaft“ hat der Verfasser ganz hervorragend durchgeführt.

Jedem, der einmal in die Lage kommt, ein Haus einem Dorfganzen anzugliedern, überhaupt jedem, der unser Volk liebt und an ihm hängt, können wir das Schriftchen wärmstens empfehlen.





## Johannes Buzbach.

Ein fahrender Schüler aus Franken.

Von

Gußav Klingschein, Weirheim.

Die Gestalt des fahrenden Schülers tritt schon früh im deutschen Mittelalter charakteristisch hervor. Sie heißen clerici, was ursprünglich den Studenten überhaupt bezeichnet, noch Jahrhunderte später ist cleric in Frankreich ungefähr unser „Studierter Herr“ gelegentlich mit der besonderen Bedeutung des „Affessors“.

Wenig hat die Geschichte derer unter ihnen gedacht, die auf ebener Bahn bald in das bürgerliche Leben einliefen, wenn nicht irgend eine Einzeltat sie über den Kreis der Menschen emporhob; genauerer Kenntnis erfreuten sich nur diejenigen, die von dem schmalen Weg eines geordneten Lebens auf die breite Straße sich verirrt, die zur Hölle führen soll. Und in der Tat wurden die Verkommenen unter ihnen von der Kirche als die eigentlichen Kinder des Satans bezeichnet.

Erlaucht waren diese „clerici vagabundi“ freilich nicht. Unruhige Köpfe meist, mit wildem Blute, verkommene Genies aller Art, die sich auf den Landstraßen von Ort zu Ort herumtrieben, gelegentlich in Gesellschaft gleichsinniger Nonnen. Trotz ihrer höheren Bildung sanken sie meist bald auf die unterste soziale Stufe; aber selbst in der tiefsten Verkommenheit trugen sie einen unverfügbaren Reine Quell mit sich: Das deutsche Volkslied. In den sogenannten „Carmina burana“, einer Liederammlung aus dem XIII. Jahrhundert, haben wir jene zum Teil schlechte Poesie, die aus dem freien Wanderleben dieser Kleriker sich erzeugte, oft in eigentümlicher Form: halb lateinisch, halb deutsch, sodas der Klang deutschen Volksempfindens sich oft aus dem pedantischen Latein der Zeit herauswinden mußte, wie die Blüte, die die Kelchblätter durchbricht.